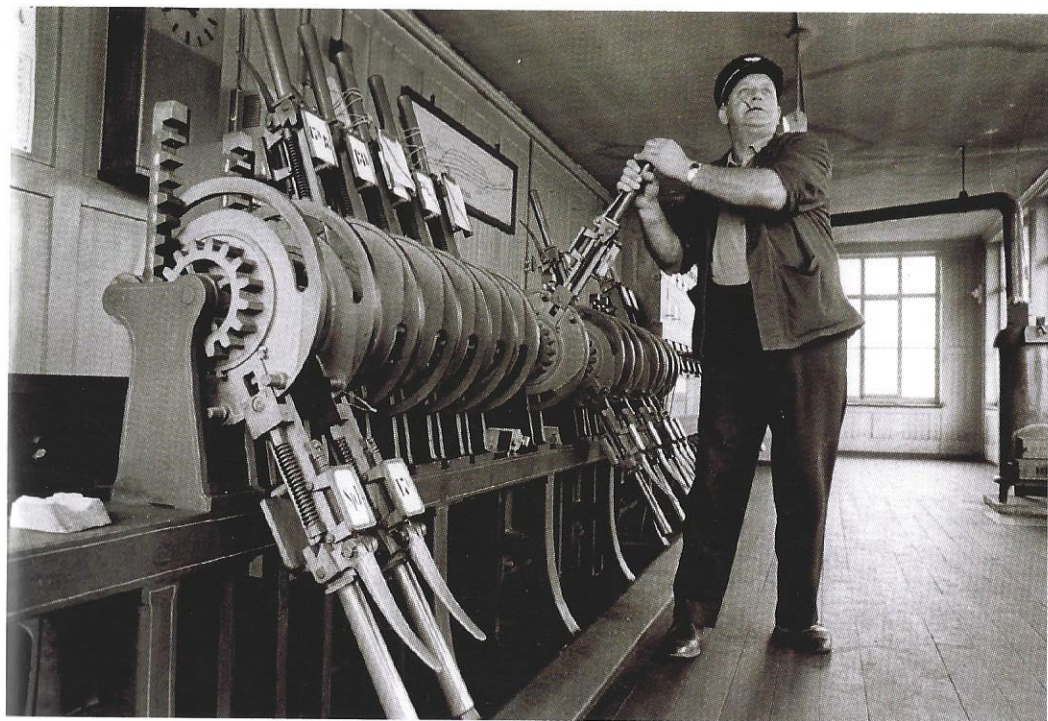


Uetiker Lüüt, gschaffigi Lüüt

Arbeiten in Uetikon



Stellwärter Hans Schwarz 1969 Foto Ernst Liniger

Uetiker Lüüt, gschaffigi Lüüt

Arbeiten in Uetikon

Texte und Bilder zur Ausstellung

*nodere chrampfe
pickle schinagle
büeze werche
schaffe bügle jobben
schufle chneble
meche schufte
chlütterere stresse*

Uetiker Pfahlbauer oder 5000 Jahre Arbeit in Uetikon

Die Fundstelle der Uetiker Pfahlbausiedlung liegt zwischen neuer Bootshaab und dem Uetiker Strandbad. Stellenweise liegt die Horgener Kulturschicht obenauf. Es scheinen auch verfüllte Baggerungen vorzuliegen, durch die Teile der Pfahlbau-Siedlung zerstört wurden. Das bisher gefundene Material spricht für Pfyn, Horgen, frühe Bronzezeit und späte Bronzezeit.

Bei solchen Baggerungen fand Fridolin Kläsi (damals Chemiker in der CU) zwischen 1915 und 1920 die beiden ausgestellten Steinbeilklingen. Laut ZGB Art.724 gelangen aufgefundene Altertümer von erheblichem wissenschaftlichem Wert in das Eigentum des Kantons, in dessen Gebiet sie gefunden worden sind. Margrit Schnyder-Kläsi hat diese Steinbeilklingen dem Uetiker Museum übergeben und - nach Absprache mit der Kantonsarchäologie Zürich - werden diese jetzt dem Uetiker Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt.



Die Form dieser Steinbeilklingen deutet darauf hin, dass es sich um Werkzeuge aus der Horgener - Kultur, d.h. aus der Zeit um ca. 3000 v.Chr., handelt. Sie sind also ungefähr 5000 Jahre alt. Diese Steinbeilklingen wurden in hölzerne Knieholme oder Geweihartefakte geklemmt und mit Lederriemen befestigt. Sie dienten der Holzbearbeitung, dem Tierschlachten oder der Fellbearbeitung. Nach Auskunft von Markus Graf (Kantonsarchäologie Zürich) siedelten die ersten Uetiker - auch wenn sie sich damals sicher noch nicht "Uetiker" nannten - als Jäger und Ackerbauern in diesem Bereich des Zürichsees (Ackerbau in unserer Gegend ab ca. 5500 v.Chr., erste gefundene Dörfer ab ca.4300 v.Chr.).



Uetiker Lüt, gschaffigi Lüt

Noch vor 100 Jahren lebte, arbeitete und starb man meist am Wohnort. Erst mit der Entwicklung der Mobilität dank neuer Verkehrsmittel wurde das Dorf Uetikon auch als Residenz für auswärts Arbeitende ausgewählt.

In Uetikon an der Arbeit

Aber alles begann natürlich viel früher. Zwei Funde aus Uetikon wurden soeben vom Archäologischen Dienst als Werkzeuge aus der Steinzeit identifiziert. Es musste damals bereits Bewohner am Uetiker Seeufer gegeben haben. Sie waren wohl Jäger, Sammler, Fischer und Ackerbauern. Die ersten Berufe in Uetikon. Die gefundenen Werkzeuge sind in der Ausstellung zu sehen.

Die Ausstellung zeigt die Uetiker bei ihrer Arbeit. Der Begleittext dazu in dieser Broschüre thematisiert den Wandel der Arbeit vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Eine erstaunliche Vielfalt an Tätigkeiten kann schon zu frühen Zeiten aufgelistet werden. Ab 1700 war Uetikon eindeutig nicht mehr nur ein Bauerndorf. Die beginnende Industrialisierung schuf neue Arbeitsplätze in neuen Berufen. Zuerst im Verlagswesen als Heimarbeiter für die Zürcher Fergger, dann in der mechanisierten Textilindustrie, die das Leben der Uetiker veränderte. Plötzlich hatte man einen echten Verdienst, wenn man sich mit den neuen technischen Errungenschaften auseinandersetzte: Weber, Spinner, Färber waren gefragt. Dann die Gründung der Chemischen Fabrik der Gebrüder Schnorf: Arbeitskräfte wurden benötigt für die Herstellung der Säuren und für deren Transport zu den Abnehmern. Dies wiederum löste einen Bedarf an Fuhrleuten, Gewerblern für die Installation der Produktionsanlagen, an Fachleuten für die Erweiterung der Infrastrukturen in der Gemeinde aus. Alles veränderte sich. Die ursprüngliche Selbstversorgergesellschaft begann für Lohn zu arbeiten, zuerst als Heimarbeiter, dann als "Rucksackbauer" in der Fabrik. Es war nun Geld vorhanden, mit dem man sich Nahrungsmittel besorgen konnte. Händler etablierten sich, die die benötigten Lebens- und Unterhaltsmittel liefern konnten. Bald folgten dem Beispiel der Chemischen Fabrik weitere Betriebe, die sich auf einem

Bauern,
Heimarbeiter,
Fabrikler, Gewerbler

speziellen Gebiet etablierten: die Werkzeugfabrik Pfenninger, die vor allem Rasenmäher herstellte, die Firma Wirz-Kipper mit ihrer revolutionären Erfindung des Dreiseitenkippers für Lastwagen oder die Wäckerling-Stiftung, die sich der Aufnahme und Pflege von Behinderten und Kranken widmete.

*Bilder aus
verschiedenen
Fotosammlungen*

In der Ausstellung werden Menschen an der Arbeit gezeigt. Einige Bilder stammen aus der Fotosammlung Steiger, aus den Archiven der Chemischen Fabrik und aus privaten, zur Verfügung gestellten Ansichten. Unter den abgebildeten Personen sind manche Uetiker, viele aber auch nicht identifizierbare "Gastarbeiter" aus anderen Regionen. Denn die Industrie beschäftigte auch Auswärtige, teils eine Art "Saisoniers" etwa aus dem Bündnerland, die in geschlossenen Gruppen hier Unterkunft fanden. Einige legten auch einen täglichen langen Fussweg aus dem Zürcher Oberland zurück, um in Uetikon arbeiten zu können.

Menschen an der Arbeit: Viele Gesichter tauchen da auf in ihrer täglichen Arbeit. Mit Arbeitsgeräten und wie sie damit umgingen. Man war plötzlich konfrontiert mit mechanischen Hilfen, deren Handhabung man erlernen musste. Viele wussten den Fortschritt der Technik zu nutzen und entfalteten eigene Anwendungen. Die Mechanisierung verbreitete sich über die Bauernhöfe und die Gewerbler. Und neue Betriebe entstanden. Und der Rebbau benötigte Fassmacher. Weinhändler und Branntweinhändler traten auf, um die Erzeugnisse zu vertreiben.

In der Fabrik waren die Abläufe vorgegeben. Man arbeitete gemäss den Instruktionen der Betriebsleitung. Spezialisierungen im Arbeitsgebiet ergaben sich von selbst. Man wurde für eine spezielle Arbeit eingesetzt und verrichtete diese. Daraus sind viele Berufsgattungen entstanden, die von den Arbeitenden nicht willentlich angestrebt waren.

Eine Bildserie aus der heutigen Zeit geht auch dieser Frage nach. Es sind Momentaufnahmen von Leuten an ihrer Arbeit. Viele sind glücklich und zufrieden dabei. Was wollen wir noch mehr?

Was machen die Uetiker heute?

130 verschiedene Berufe sind aus vergangenen Zeiten auszumachen. Wie viele sind es wohl heute? Sie sind auch teilweise neu photographisch festgehalten. Diese Bilder sind keine vollständige Bestandesaufnahme. Denn die Pendler in die Stadt Zürich oder an andere Arbeitsorte am See können nicht dokumentiert werden. Aber es gibt immer noch einheimische Arbeitsstätten. Die Arbeit von Uetikern heute wird dokumentiert im zweiten Teil dieser Broschüre. Der erste Teil ist der Geschichte der Arbeit in Uetikon gewidmet.

Arbeit im Mittelalter

Leben heisst arbeiten - in früheren Zeiten genauso wie heute. Im Mittelalter waren es vor allem die Bauern, die die Last der Arbeit trugen. Allerdings bestand fast die ganze Bevölkerung aus Bauern, denn auch Adlige waren mit der Landwirtschaft beschäftigt.

Arbeit war nach damaliger Auffassung ein Teil der Mühsal des kurzen Lebens, eine Qual, die der sündigen Menschheit mit ihrem Auszug aus dem Paradies auferlegt wurde.

Im 13. und 14. Jahrhundert machten die drei Stände Adel, Klerus und Bauern etwa folgende Bevölkerungsanteile aus:

<i>Klerus (Geistliche, Mönche, Nonnen)</i>	<i>10%</i>
<i>Adel (mit Patriziern und Beamten)</i>	<i>10%</i>
<i>Mittelschicht (v.a. Bauern, Handwerker, Kaufleute, Dienstboten)</i>	<i>65%</i>
<i>Unterschicht: Randgruppen</i>	<i>15%</i>

(17, S.128)

Dabei war die Schweiz ein recht wohlhabendes Gebiet:
 "Die ländlichen Gebiete der Schweiz galten als die
 wohlhabendsten Europas." (14, S.467)
 Aber dieser Wohlstand war sehr ungleich verteilt unter
 dem ländlichen Patriziat, den Vollbauern mit mehr als
 8 bis 10 ha Land, die allein über Zugtiere verfügten, den
 Halbbauern, die diese ausleihen mussten und den
 Tagelöhnern, die nur 1 bis 2 ha Boden besaßen und sich als
 Tagelöhner eine weitere Einkommensquelle suchen
 mussten.
 Die politisch tonangebende Schicht war das ländliche
 Patriziat der Vollbauern. Aus ihrem Kreis rekrutierten sich
 auch die Behördenmitglieder, die Gemeindevorsteher
 und Eherichter.

Weltordnung im Mittelalter :
 Christus thront über den drei
 Ständen Adel, Klerus und
 Bauern. Der Adel schützt (tu
 protege), der Klerus betet (tu
 supplex ora). Für die Bauern
 gilt: tu labora - du arbeite.



Steigerung der
 Produktivität in der
 Landwirtschaft

Zur Dreifelderwirtschaft gehörten die Allmenden, wie sie
 auch in unserer Gegend belegt sind.
 Mit ihrer Abschaffung im 18. JH. verschärfte sich der
 soziale Unterschied noch; ihre Aufteilung und die
 Abschaffung der Brache durch neue, intensivere
 Bewirtschaftungsformen steigerten das Einkommen der
 Grossbauern. Die andern aber konnten nicht mehr vom
 gemeinsamen Gemeindebesitz profitieren. Es blieben

ihnen nur noch ihre Gemüsegärten und die Kleinviehzucht. Da verwundert es nicht, dass sich die Kluft zwischen Arm und Reich verschärfte; die Armen bildeten "eine Klasse von Elenden, die für die entstehende Industrie und die Emigration ein unerschöpfliches Reservoir darstellten". In Krisenzeiten konnte die Hälfte der Bevölkerung unterstützungsbedürftig werden. (14, S.467)
 Diese Klasse der Elenden gab es wohl auch zu allen Zeiten in Uetikon. Dokumentiert ist sie in den Verzeichnissen der Armengenössigen, die die Pfarrer erstellten. Sie geben auch über die soziale Stellung der Armen Aufschluss:



Als Adam grub und Eva spann... Der Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert zeigt die typischen bäuerlichen Tätigkeiten.

Witwe Anna Iringer Gwerbin, 72 Jahre alt, krank, kann nicht mehr spinnen, hat eine 30jährige Tochter.
 Witwe Rychling Pfister, 54jährig, kann spinnen, hat fünf Kinder.

Elsbeth Haab, 52, "ein gotsfürchtig mensch", mit "unsüber hut", "hat nüt eigens".

Elsbeth Schuwig Abegg, 65, ist ein frommes und "huslich weib", hat nichts Eigenes.

Hans Jagli Guggenbühl, 53jährig, besitzt ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete, hat für Frau und sechs Kinder aufzukommen.

Barbel Keller Hulftegger, 63, kann spinnen.

Witwe Susanna Büeler Brunner muss für vier Kinder aufkommen.

Witwe Barbel Baumgartner Weber, 50, hat fünf Kinder zu besorgen.

Barbel Bodmer, 71, hat einen 20jährigen Sohn. Dieser könnte Spillen machen, kann aber wegen Armut kein Holz dazu kaufen.

(1.S.60)

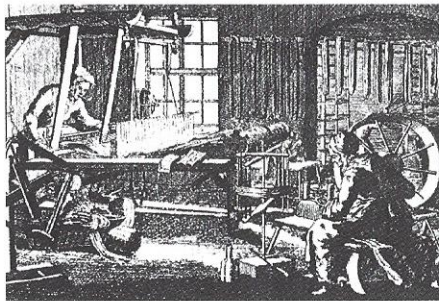
Die Gründe der Armut sind: Alter, Krankheit, Invalidität, Arbeitslosigkeit, Ausfall des Ernährers (Witwen und Waisen). Zudem sind offenbar keine

Sippschaftsverhältnisse vorhanden, in denen die schwächeren Familienmitglieder gestützt würden. Daneben illustriert die kleine Aufstellung, dass die Arbeit (für den Markt) zentral für das soziale Leben der armen Menschen ist. Entweder haben die

fürsorgeabhängigen Personen - in der Mehrzahl Witwen und Waisen - keine Arbeit oder kein Vermögen. Dieses ist - in Form von Grundeigentum - wesentlich für den Lebensunterhalt. Akribisch wird das vermerkt: "Hans Jagli Guggenbühl, 53jährig, besitzt ein halbes Häuschen und drei Gartenbeete". Bescheiden genug, aber offenbar ein wesentlicher Beitrag. Man muss wohl schliessen, dass die andern aufgeführten Personen punkto Eigentum wenig bis gar nichts besaßen. Bei einigen der Armen ist ausdrücklich erwähnt, dass sie auch keine Arbeit hatten, wie im Fall des Sohns der Barbel Bodmer (" hat einen 20jährigen Sohn. Dieser könnte Spillen machen, kann aber wegen Armut kein Holz dazu kaufen"). Wenn man sich vorstellt, dass Uetikon damals von gut 430 Einwohnern bewohnt wurde, die in der Mehrzahl auch nicht besonders begütert waren, kann man sich die Probleme vorstellen, die die Versorgung der "armengenössigen" Familien mit sich brachte - die vierzig im Armenverzeichnis aufgeführten Personen sind knapp 10% der Einwohnerschaft. (1.S.53)

Die hier fassbare Lebensweise zwischen Eigenversorgung und Produktion für den Markt oder später der Erwerbsarbeit in der Fabrik hat sich lange gehalten. Auch für die Zeit der Industrialisierung sind die "Rucksackbauern" charakteristisch, die tagsüber in der Fabrik arbeiten und zu Hause noch ein kleines Bauerngütlein haben. Die beiden Säulen der Erwerbstätigkeit brachten in den Zeiten vor dem Ausbau unseres heutigen Sozialstaats ein Stück Sicherheit. Dabei ist anzunehmen, dass der Anteil des Erwerbs aus dem eigenen Grund und Boden abnahm und bei steigendem Einkommen zudem tendenziell unwichtiger wurde. Erstaunlich lange hat sich diese Form des Erwerbs aber gehalten und lebt heute - als Hobby - in den Gemüseärten weiter fort.

Heimindustrie



Vor der eigentlichen Fabrikarbeit steht das Verlagssystem, in dem ein städtischer Unternehmer, der Verlagsherr, auf dem Land durch Heimarbeiter Wolle und Seide produzieren liess. Der Verleger beschaffte die Rohstoffe und organisierte den Absatz. Am Zürichsee und auch im Zürcher Oberland beschränkte sich das Verlagssystem vor allem auf die Herstellung von Stoffen. Gar mancher Privathaushalt hatte einen Webstuhl in der Wohnung oder im Webkeller. Daran arbeitete meist die ganze Familie. Der Verleger liess das Garn bringen und holte die fertigen Stoffe ab. Er bezahlte die Heimarbeiter für ihre Arbeit. In Stäfa nannte man die Verleger die "Steckliherren", da sie meist mit einem Spazierstock, der vor allem der Machtdemonstration galt, herumstolzierten.

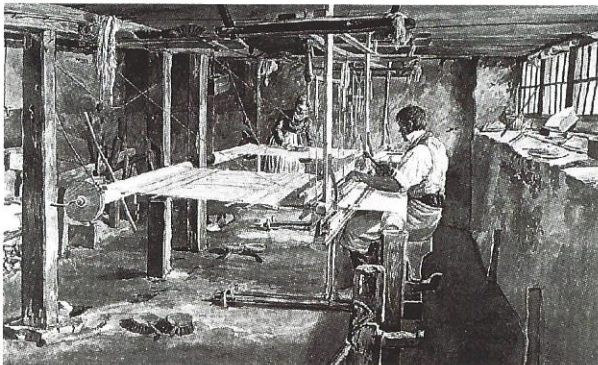
Die Fertigware wurde genau inspiziert und Fehler im "Wub" hatten einen tieferen Heimarbeitslohn zur Folge. Die Arbeitsbedingungen waren nicht erfreulich: Der Feuchtigkeit des Garns zuliebe waren die Webstühle oft in feuchten, dunklen Kellern platziert.

Gesundheitsschäden wie krumme Rücken, schlechte Augen und Erkrankungen der Atemwege waren sowohl in der Fabrik wie auch in der Heimarbeit weit verbreitet.

Mit der mechanisierten, industriellen Stoffherstellung in eigens dafür erstellten Gebäuden verloren die Heimarbeiter ihre Aufträge und mussten sich nach neuer Arbeit in den Fabriken umsehen. Die landlosen Bevölkerungsschichten, die nur vom Lohn abhängig waren, sahen sich zusätzlicher Unsicherheit ausgesetzt, hatten aber in guten Zeiten mehr Bargeld als die einfachen Bauern.



Auf dem Zettelrahmen unter dem Vordach wird die Kette vorbereitet. Der Fergger bringt den fertigen Kettbaum anschliessend zu einem Weber. In den Anbauten des linken Hauses sind Webstühle untergebracht, an denen Frauen weben. Die Darstellung dieser Szene aus dem Verlagswesen stammt aus dem späten 17. Jh.



Webkeller im 19. Jahrhundert

Verschiedene Berichte aus dem 19. Jahrhundert beschreiben die Heimarbeit in Uetikon;
 "Die Einwohner beschäftigen sich teils mit Anbau ihrer Rebhügel, Obstgärten und Getreideäcker, teils mit Seiden- und Baumwollmanufakturen." schrieb 1827 Markus Lutz, und Gerold Meyer von Konow stellt 1840 fest:

"Sie nähren sich von Weinbau, Ackerbau und Manufakturen, insbesondere durch Winden, Kämmeln und Weben von Seide. Doch werden auch baumwollene Stoffe fabriziert."

Um 1850 war Uetikon ein Dorf, dessen Einwohner vor allem in der Seidenindustrie tätig waren:

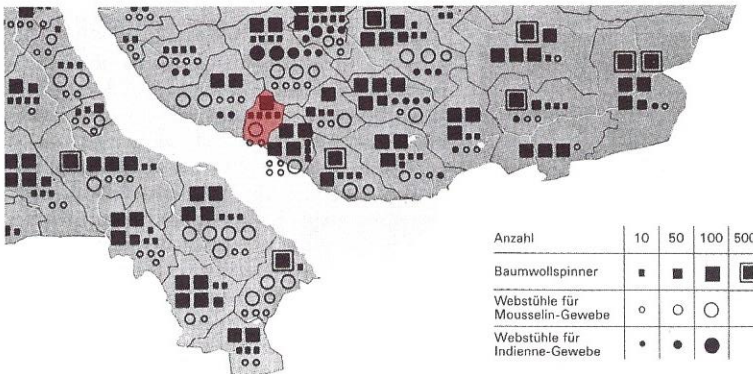
Arbeitnehmer:

Seidenweberei 254 Personen
 Seidenwinderei 13
 Seidenzwirnererei 5
 Baumwollweberei 15
 Fabrikarbeit 11

Arbeitgeber:

Kaufleuten und Seidenfabrikanten 7
 Fabrikbesitzer 3

Die Zahl der in der Landwirtschaft Beschäftigten war kleiner, als die in der Textilindustrie Tätigen: Sie betrug 158 Personen, zusätzlich 62 Dienstboten.
 (1, S. 148)



Ausschnitt aus Karte Heimindustrie im Kanton Zürich (1787)
 (Kläui/Imhof, Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich, 1951)

Wohnen auf engstem Raum

Die Flarzhäuser der Heimarbeiter sind Mehrfamilienhäuser, in denen Wohnen und Arbeiten auf engstem Raum stattfand. Am sonnigsten Platz in der Stube stand der Webstuhl, der zugleich die engen Stuben meist recht ausgefüllt haben dürfte.

Die Besitzlosen lebten als Untermieter, so dass oft zwei und mehr Familien in einem Hausteil wohnten. Die unvorstellbar bedrängten Verhältnisse beschreibt Johann Konrad Nüscheler 1786 :

"Ich war jüngst in einem grossen benachbarten Dorfe und fand nur zwey Häuser, wo in einer Stube zwo Haushaltungen sind. In den übrigen Häusern befinden sich in einer Stube, die nebendem noch klein ist, vier Ehepaar. Man stelle sich einmal ein Haus vor, in welchem auch nur zwo Stuben nebeneinander sind, die nur einen Feuerheerd oder Heerdplatte zum Kochen



haben, und bedenke dann, ob es wohl möglich sey, sich allezeit fründschafflich Platz zu machen, usw. Ob ich gleich diese Leute überhaut vertragsamer fand, als ich je geglaubt hätte sie zu finden. Man stelle sich nun weiter eine ziemlich kleine Stube vor, wo neben der Thüre der Ofen, vornen gegen den Ofen über vier oder fünf Fenster, in beyden Ecken ein kleines Tischchen, das man auf und niederlassen kann, sich befindet. Neben der Wand dem Fenster gegenüber stehen noch zwey kleine Tischchen, so dass jedes Ehepaar sein eigenes hat. Nun kommen noch, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, auf jedes Ehepaar zwey oder drey Kinder. Welches Geschrey, welcher Lärm muss nicht da entstehen ... ! ... Das Essen mussten die Haushaltungen in Schichten einnehmen. Der Berichterstatter vergisst nicht zu bemerken, dass die Familien in ihren Tischgebeten gestört wurden Es thut mir weh, es öffentlich sagen zu müssen, dass ich bey diesen Anlässen manchen Menschen unter das Vieh herabgewürdigt sah, und dass ich auch unter diesen Familien einige sah, welche wehmüthig wünschten, dass sie nur einmal in ihrem Leben dazu kommen möchten, mit ihren Kindern ein Winklein, so klein es auch immer wäre, allein bewohnen zu dürfen, um ihren Pflichten als Väter und Christen Genüge leisten zu können (...). Also müssen zwey oder mehrere Ehepaare mit allen ihren Kindern in einer Kammer schlafen. Wie sie wohl in Gegenwart derselben ihre ehelichen Werke verrichten mögen, das kann ich nicht wissen." (19, S. 150f.) Der Hausbau wurde in vielen Gemeinden eingeschränkt, da die Einheimischen sich vor dem Bevölkerungswachstum fürchteten. Die typischen Ausbauten der Flarzhäuser entstanden durch die Platznot und sind ein Erkennungsmerkmal dieses Bautyps geworden.

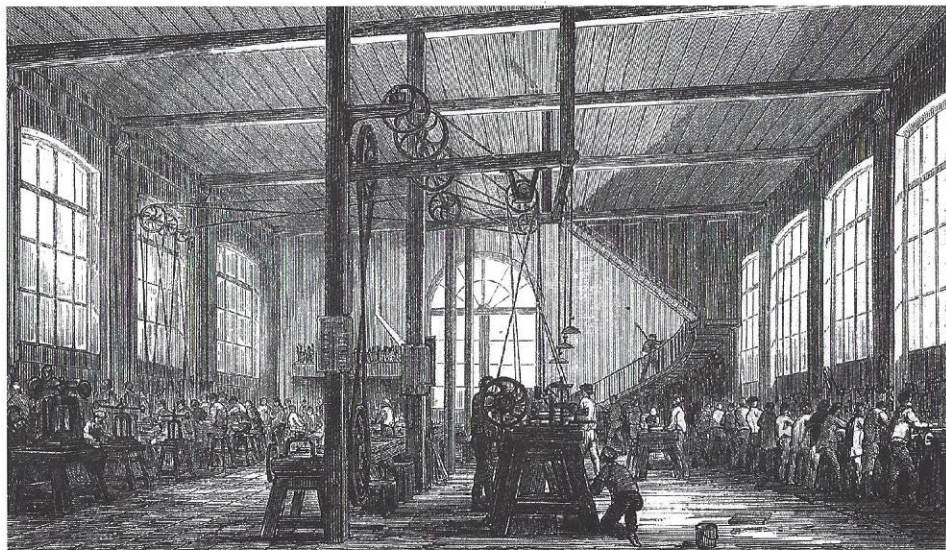
Fast noch einschneidender ist der Wandel in den familiären Beziehungen, die die neue Form der Lohnarbeit mit sich brachte. Die Heimarbeiterfamilie stellte einen Produktionsverband dar, in dem jeder seine Aufgabe hatte. Kinderarbeit war dabei völlig natürlich und ohne diese Mitarbeit wären viele auch nicht über die Runden gekommen. Was nicht heisst, dass die Kinder immer sehr willkommen waren, hinderten sie doch die Mütter an der Arbeit. Nicht mehr der Naturrhythmus, sondern das ganz zweckrationale Denken beeinflusste die Haltung der Frauen, wie der folgende Bericht auf krasse Weise zeigt: "Da hört man - ich berichte als Ohrenzeuge - ein dürftiges Weib gegen den Himmel murren, wenn der wohlhabenden Nachbarin ein Kind stirbt: 'Ich bin nicht so glücklich. Mir fiel wohl eher ein Kind von der Bank herab und ständen zwey vom Boden wieder auf, als dass es den Hals bräche'". (19 S. 150)

Aus den Worten spricht wohl nicht nur die Lieblosigkeit, sondern auch die Not der Leute, die nichts als den kärglichen Verdienst hatten.

Besser gestellt waren die Heimarbeiter, die noch daneben ein kleines Gütchen hatten, konnten sie sich doch in guten Zeiten etwas Land dazu erwerben und den Hof ausbauen. Die Schuldzinsen konnten sie eher leichter aufbringen als die Vollbauern, da sie regelmässig über Bargeld verfügten. Allerdings hat das dazu geführt, dass alle Familienmitglieder ihr Schärfflein beifügen mussten und so spät oder gar nicht von zu Hause ausziehen konnten.

Als krasse Übernahme kapitalistischen Denkens mutet auch die Kinderarbeit in der Form des Rastgebens an. Als Entgelt für Kost und Logis zu Hause hatten die Kinder ein fixes Pensum abzuliefern. Was sie darüber hinaus erarbeiteten, gehörte ihnen. Das führte dazu, dass Kinder mit ihren Eltern über die Höhe der Rast stritten und auszogen, wenn es ihnen nicht mehr passte. Nicht verwunderlich, dass diese Formen der Kinderarbeit von den Zeitgenossen als Übel empfunden wurden. (19.S. 150)

Vernunft und Industrie werden immer weiter fortschreiten, und die Menschheit von den Übeln erlösen. (Voltaire)



Industriehalle um 1860

Industrie

Arbeit und Wohlstand bringt der Aufschwung der Industrie - und mit einiger Verzögerung profitieren auch die Arbeiter. Vor allem dann am meisten, wenn es - selten genug - von ihnen zu wenig gibt. Das war schon im Mittelalter in der Folge der Pestzüge der Fall - der Arbeitsverdienst erreichte eine nie da gewesene Höhe - und in der Neuzeit in den Zeiten der Hochkonjunktur.

In der frühen Zeit der Industrialisierung waren nur wenige Arbeitsplätze in Fabriken zu finden. Die Heimweber nahmen keine Fabrikarbeit an, wenn sie Haus und Boden besaßen - und auch später war die Fabrikarbeit eher unbeliebt, gab die Heimarbeit doch etwas mehr Freiheit und Sicherheit. Zudem bestand hier die Möglichkeit, die ganze Familie für den Verdienst einzuspannen und so einen kleineren Verdienst zu kompensieren.

Nicht nur schwankende Löhne in der Heimindustrie bewirkten massive Unsicherheit, es kamen dazu auch Krisenjahre: In der Basler Zeitung ist zu lesen, die

Bandweberei sei "fürs laufende Jahr trockengelegt". Der Kommentar spricht für sich: "Ein Glück, dass sich niemand ganz auf die Seidenindustrie verlässt. Wenn das Verdienen nicht geht, muss man sich an die Scholle halten." (15, S. 140) Doch der feste Wohnsitz "liefert den Arbeiter an die Willkür des Herrn aus". Da keine gesetzlichen Rahmenbedingungen bestanden - das erste eidgenössische Fabrikgesetz stammt von 1877 - konnte der Unternehmer schalten und walten, wie es ihm beliebte. So unattraktiv war die Fabrikarbeit, dass zeitweise im Vergleich anderem Gewerbe höhere Löhne gezahlt werden mussten, um Arbeitskräfte zu bekommen. Und es waren die besitzlosen Handspinner, die am ehesten gezwungen waren, in den Fabriken zu arbeiten.

Das verwundert bei den Arbeitsbedingungen nicht. Die Arbeitsplätze waren lärmig und schlecht beleuchtet, die Luft stickig: "Heraus aus Dreck, Lärm und Gestank" - dieser Ausspruch von Hermann Greulich trifft den Sachverhalt.

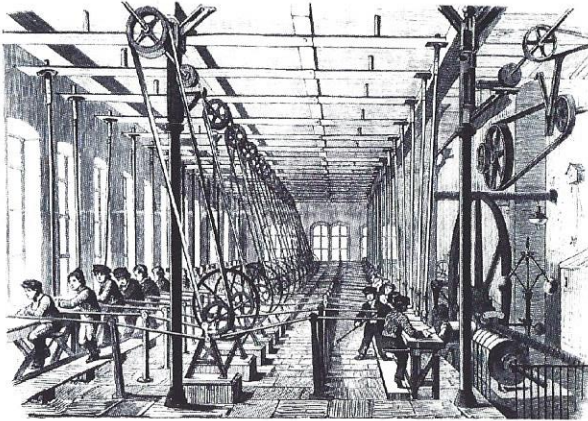
Trotz teilweise gefährlicher Arbeit - besonders in der Nacht, bei Kerzen- oder Petroleumlicht, gab es lange auch keine Kranken- und Unfallversicherung und die Löhne waren kaum ausreichend. Die Zürcherische Fabrikkommission stellt 1857 fest, dass die Löhne gerade existenzsichernd sind: "Die Löhne in den Spinnereien sind meistens danach fixiert, was der Mensch nothwendig zu seinem Lebensunterhalte bedarf, über diesen hinaus bleibt dem Spinner nichts."

Wie der Tagesplan eines 12jährigen Mädchens im Zürcher Oberland vom Jahre 1836 ausgesehen hat, zeigt folgende Uebersicht:

Morgens	3 -4	Uhr	Aufstehen, Ankleiden, Gang zur Fabrik
	4 -8	Uhr	Arbeit in der Fabrik 4 Std.
	8 -8½	Uhr	Morgenbrot
	8½ -12	Uhr	Fabrikarbeit 3½ Std.
Mittags	12 -1	Uhr	Mittagessen
	1 -4	Uhr	Fabrikarbeit 3 Std.
	4 -4½	Uhr	Abendbrot
	4½ -8	Uhr	Fabrikarbeit 3½ Std.
Abends	8 -9	Uhr	Heimgang und Nachtessen
Fabrikarbeit			14 Std.

Oft sogar weniger. Bekannt sind Zahlen eines Haushaltes in Zürich um 1850. Für den Lebensunterhalt brauchte die Familie jährlich 700 bis 750 Franken. Der Vater brachte als Textilarbeiter aber lediglich 340 Franken nach Hause. Die Frau konnte Fr. 215.- beisteuern, ein Kind noch Fr. 135.-. Die Wahl einer Familie besteht nur zwischen Hunger oder Kinderarbeit. (15, S.144)

Nicht verwunderlich, dass hier der Druck gross war, neben den Frauen auch die Kinder für die Arbeit einzuspannen. Bis die Kinder arbeiten konnten, mussten die mageren Ersparnisse aufgebraucht werden. Dass dieses Leben von Verzicht geprägt war, zeigt auch der Ausspruch von Jakob Kreis (1851 - 1922) in seinen Jugenderinnerungen: "Mancher Bissen ist vom Munde des Vaters abgespart, mit Muttertränen benetzt."



Kinderarbeitssaal
in Aschaffenburg (Deutschland)
im 18. Jahrhundert

Belegt sind die Auswirkungen der Kinderarbeit auf die Schulbildung:

"Allein man denke sich, wie wenig aufgelegt zum Lernen Kinder sein können, welche die halbe Nacht hindurch gearbeitet und nur wenige Stunden Schlaf genossen haben und überdies noch einen Weg von einer halben oder wohl einer Stunde bei Nacht und rauher Witterung gegangen sind. Ist es zu verwundern, wenn die durch solche körperliche Anstrengungen erschöpften Kinder die Schulzeit als Erholungszeit betrachten und, sobald sie zur Schule kommen, schlafend hinsinken? Kann ein noch so tüchtiger Lehrer solche misshandelten Kinder auch in der Schule noch zur strengen Aufmerksamkeit und zum Fleisse anhalten, ohne grausam zu sein? Solchen bedauernswerten Kindern wird auf grausame Weise aller Segen einer besseren Erziehung und Bildung geraubt und sie physisch, geistig und moralisch zu Grunde gerichtet."

Viele dieser Kinder konnten nach Abschluss ihrer Schulzeit nicht lesen und schreiben. Das kantonale Fabrikgesetz von 1859 beschränkte die tägliche Arbeitszeit für Kinder unter 16 Jahren auf 13 Stunden, für Alltagsschüler auf 5 Stunden. Die Gemeindeschulpflege Wald machte aber noch 1877 alle Fabrikbesitzer darauf aufmerksam, dass wiederholt schulpflichtige Kinder von ihren Eltern vom Besuch der Schule abgehalten und in die Fabrik geschickt worden seien.

Etwas seltsam erscheint unter diesen Umständen die moralische und erzieherische Haltung der Fabrikbesitzer ihren Arbeitern gegenüber. Nicht nur wurden sie zu den industriellen Tugenden: Pünktlichkeit, Fleiss, Gehorsam, Reinlichkeit und Sorgfalt gegenüber den Maschinen angehalten. Auch ein stilles und sittsames Betragen wurde gefordert. Bei Verfehlungen wurden Bussen oder gar die sofortige Entlassung ausgesprochen. Zu dem Zweck wurde ein Teil des Lohnes zurückbehalten. Dieses "Dekonto" betrug bis zu zwei Wochenlöhnen. Dieses rigide Regime ist wohl auch verantwortlich für die Bezeichnung "Sklaven der Neuzeit" für die Fabrikarbeiter. Allerdings muss auch festgestellt werden, dass die Arbeiter zum Teil disziplinlos waren: "Trinken und Blaumachen am Montag war etwas Feststehendes." Das Einüben der industriellen Tugenden verlief nicht reibungslos. Die neue Freiheit in Form von Bargeld, die zum Trinken verleitete, und die weiterbestehenden harten Arbeits- und Lebensbedingungen stossen hier aufeinander. (15, S. 116)

Bei Minderjährigen war auch körperliche Züchtigung erlaubt - und wurde gerichtlich geschützt. Das Zürcher Obergericht hält 1835 fest: Wenn die "Beschaffenheit solcher Etablissements" und die der darin arbeitenden minderjährigen Personen berücksichtigt wird, dann könne "es keinem Zweifel unterliegen (...), dass dem Inhaber einer solchen Fabrik... ein gewisses Züchtigungsrecht zustehen muss". (19 S. 160)

"Die sämtlichen Arbeiter sind verpflichtet, sich sowohl in als ausser der Fabrik eines eingezogenen, stillen Betragens zu befleissen und zu dem Ende hin bei Strafe zu vermeiden, nämlich:

- a) Tabakrauchen in der Fabrik;
- b) allen Gesang von unsittlichen Liedern;
- c) sitten und ordnungswidriges Geschwätz und Geberden;
- d) Fluchen und Schwören; Schimpf und Scheltworte;
- e) Ausbrüche von Roheit und Sittenlosigkeit;
- f) Lärmmachen auf dem Wege von und zu der Fabrik;
- g) Schädigung von Häusern, Gärten, Bäumen, Zäunen, Brunnen und dgl.,
- h) Zänkereien unter sich selbst und andern und Reiz zu Ärgernis und Verdruss
- h) das Mitbringen von Zündhölzern in die Fabrik."

"Mittheilungen", J.J. Treichler, Uster

Die Fabrik eignete sich bei einem solchen Regime auch als Arbeitserziehungsanstalt.
Verbürgt ist folgender Fall:

"Diese unverheiratete Person hat nun schon zum dritten Mal ausserehelich geboren. Sie wurde polizeilich in die Gemeinde zurückgebracht und unter strenge Aufsicht gestellt. Sie muss gegen ihren Willen in der Fabrik arbeiten. Dabei wird ein Teil ihres Lohnes vom Stillstand [Kirchenpflege] zurückgehalten, um die Versorgung der unehelichen Kinder zu bestreiten." (19. S. 156)

Die schlechten Arbeitsbedingungen führten oft zu einem Nomadentum, getrieben von der Flucht vor den Schulden und der Hoffnung, es anderswo besser zu haben.

Arbeitsgesetzgebung und Gewerkschaften

1815 Erste Verordnung in der Schweiz zur Kinderarbeit (12 - 14 h Arbeit am Tag ab 10 Jahren)

1848 Kommunistisches Manifest von Marx und Engels ("Proletarier aller Länder vereinigt euch!")

1848 Schweizer Bundesstaat gegründet, die Bundesverfassung (BV) enthält die Vereinsfreiheit und damit die rechtliche Grundlage für die Gründung von Gewerkschaften

1864 Glarner Fabrikgesetz: Arbeitsverbot für schulpflichtige Kinder, 12 Stunden Arbeit pro Tag

1877 Eidgenössisches Fabrikgesetz: 11 Stunden Arbeit pro Tag

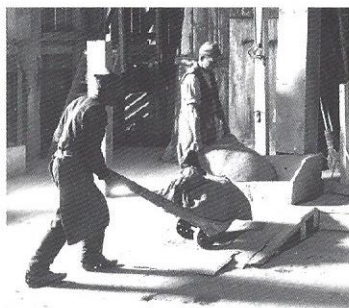
Gründung von Arbeitnehmerorganisationen (Gewerkschaften, KV): 8 Stunden Bewegung (8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Musse, 8 Stunden Ruhe)

1918 Ende des 1. Weltkriegs, soziale Unrast, Generalstreik in der Schweiz endet erfolglos



Frauenarbeit in der Maggifabrik 1888

Arbeiten in der "Chemischen"



Die Chemische Fabrik besteht seit über 180 Jahren. An ihrer Geschichte spiegelt sich die Geschichte der chemischen Industrie, aber auch die Geschichte der Arbeit - der Führungsstile, der Beziehung zu den Arbeitern, der Arbeitsbedingungen. Gearbeitet wird auch im Büro und in der Chefetage. Gerade wie dort gearbeitet wird, wirkt sich entscheidend auf die Firma und den Geschäftsgang aus. Durch ihren patriarchalischen Führungsstil haben die Patrons das Arbeitsklima geprägt.

Erziehung der Jugend

Den Geist in der Familie von Rudolf Schnorf- Hauser schilderte Pfarrer Arnold Näf, der Gatte der ältesten Tochter Luise, im Nachruf auf seine früh verstorbene Gattin wie folgt:

"Die Erziehung der Luise wie ihrer Geschwister ward einfach, aber sorgfältig und gewissenhaft gehalten. Man liess es ihr an nichts mangeln. Die Liebe bildete den Grundton, aber Ernst und Strenge blieben nicht ausgeschlossen. Freuden wurden den Kindern gerne gewährt; aber man lehrte sie Mass halten und legte Wert darauf, dass sie in Genüssen, Nahrung und Kleidung sich bei der Einfachheit genügen lassen. Ernstlich wurden sie an Ordnung, Gehorsam und Arbeit gewöhnt. Unter Gebet gingen sie rechtzeitig zu Bette, von Gebet war ihr Aufstehen begleitet." (12, S.63)

Auffällig ist die Verknüpfung des Lebens- und Arbeitsethos mit der christlichen Lebensführung. Auch war der Erziehung jener Generation sicher jeder Luxus fern: "Das Haus war klein, und es füllte sich bald mit Angestellten und Kindern. Wie schon gesagt, wurden 7 Kinder geboren. Die 4 Mädchen hütete die Grossmutter, die 3 Knaben die Lisbeth. Ein Doppelbett musste für die drei Buben genügen. Das Schlafzimmer war nicht luxuriös, es ist die heutige Plunderkammer über der Küche."

Paul Schnorf-Hausamann, von dem dieser Bericht stammt, widmet in seinen "Aufzeichnungen" ein Kapitel "unseren Maurern":

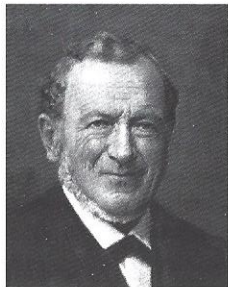
Der Josef, der Franz, der Lorenz und der Vincenz waren Brüder oder Vettern; sie kamen mit den Schwalben, aber nicht aus dem Süden, sondern aus Vorarlberg, und gingen im Herbst wieder nach Hause. Alle diese hiessen Öhri, aber später brachten sie noch einen Scherrer Engelbert und einen Schwanz Josef mit. Also diese 4 Öhri wohnten im alten Haus grad unter dem Saal in der hintern Stube. Der geweißelte Raum war Stube, Anrichte und Schlafzimmer. Gekocht wurde für sie bei der Grossmutter, und immer um 12 Uhr und um 7 Uhr holte einer das Essen. Es war immer ein Eintopfgericht aus Fleischbrühe, Kuhfleisch oder Wurst und Speck mit Kartoffeln und Suppengemüse. Sie waren gut katholisch, die Öhri, und Kathrie, die Köchin, war es auch. Aus diesem Grunde oder aus sonstiger Zuneigung bekamen sie viel zugesteckt; doch dafür nahm ihnen Kathrie hin und wieder von ihrer Fleischbrühe, und so kamen beide Teile auf ihre Rechnung. Abends holten sie Kaffee, Milch und Kartoffeln. Aber es war nicht immer Kaffee, was sie herumtrugen; denn auch ihren Most holten sie in einem Kaffeekrug. Ob Most oder Kaffee, es waren ruhige Burschen, die am Samstag bei Frau Zürrer 4 neue Papierkragen holten und am Sonntag in die Frühmesse gingen. Gerade da sie ruhig waren, besuchten wir sie oft. Schon die Stube hatte ihren Reiz. Sie war glatt geweißelt, das war nichts Besonderes..... Ein einziger Kasten war da, sonst waren alles offene Gestelle. An der Wand waren zwei Doppelbetten, die am Tage auch als Sopha dienten. Als Kinder und auch später durften wir nicht aufs Sopha, man werde bequem. Aber bei den Maurern sass man ausser am Tisch immer auf dem Sopha. Der Lorenz spielte Handorgel, die anderen rauchten aus langen Pfeifen, und wir hörten auf die Musik. Daher bin ich wohl so musikalisch! (20, S.41)

Dass die Arbeiter im Haus der Arbeitgeber wohnten, war nichts Besonderes, zeigt aber auch, dass hier nicht eine herrschaftliche Villa bewohnt wurde, sondern ein Handwerksbetrieb. Der Umgang mit dem "gewöhnlichen Volk" hat die späteren Fabrikherren sicher geprägt. Es ist an anderer Stelle belegt, dass die "Herren" dieser Zeit in der Fabrik kaum von ihren Arbeitern zu unterscheiden waren und ebenso wie sie zulangten. Auffällig ist auch hier der puritanische Zug. Schon auf dem Sofa sitzen macht bequem.

Zur Bequemlichkeit neigte die Gründergeneration in der Tat nicht. Grossvater Rudolf Schnorf- Hauser ging neben der Arbeit in der Fabrik und seinem Amt als Gemeindeschreiber zwei- bis viermal in der Woche von 1833 bis 1836 zu Fuss nach Zürich um Vorlesungen über Chemie zu hören. Sicher nichts Ungewöhnliches in der damaligen Zeit, ist Rudolf doch schon einige Jahre früher von Uetikon nach Zürich in den Konfirmandenunterricht gegangen - auch zu Fuss. Dass sich dies aber der Nachwelt überliefert hat, zeigt doch auch die Achtung vor dieser disziplinierten Bildungsanstrengung. (13, S. 38)

Die Erziehung zur Pflichterfüllung machte die Fabrikherren sicher hart gegen sich selbst, aber wohl auch gegenüber andern: den Familienmitgliedern und den Mitarbeitern, denen man ähnlich viel abverlangte.

Arbeitsdisziplin



Rudolf Schnorf-Hauser
1815 - 1894



Paul Schnorf-Hausmann
1872 - 1946

Diese Fähigkeit zur harten Arbeit war eine Voraussetzung für den späteren Erfolg: In den Vierziger Jahren steht Rudolf Schnorf- Hauser zeitweise Tag und Nacht in der Fabrik: "... eine Zeit, da (Rudolf Schnorf) den Tag über die Fabrik leitete, angestrengt arbeitete und des Nachts am Sodaofen war." (13, S.41)

Rudolf Schnorf- Hauser (und später seine Söhne) ist fast täglich anwesend, im selben Arbeitsgewand wie die Arbeiter wird überall Hand angelegt. Als typischer Industriepionier hat er alle vorkommenden Arbeiten selbst von Grund auf erlernt und kennt jedes Detail jeder Produktionslinie. (13, S.85)

"Immer stand er selber mitten in seinem Unternehmen und unter seinen Arbeitern; am Morgen war er der Erste, abends der Letzte auf dem Platz.: Alles geschah vor seinen Augen und ging durch seine Hand... sein Geschäft war seine Welt, da war er daheim, da ging er allen voran, den Strebenden zu Freude, den Lässigen zur Strafe... (12 S.62)

Die Fabrik stand sogar im Zentrum der Hochzeitsreise von Rudolf Schnorf - Hauser: Das zeigt auch die anekdotenhaft anmutende Geschichte der Hochzeitsreise nach Thann, wo sich das junge Paar ganz auffällig für die Chemische Fabrik von Kestner interessierte. Mit fatalen Folgen für die Hochzeitsreise: "Am zweiten Tag wurden sie auf Befehl des Bürgermeisters höflich , aber kurzbefristet ausgewiesen. Die Hochzeitsreise, sie hätte bis Strassburg führen sollen, erreichte damit ein rasches Ende." (12 S.45)

Uetiker Arbeitsdisziplin in Frankreich

"Als ich 1893 mein Jahr Praxis in der Fabrik machte, hat man immer noch 11 Stunden gearbeitet, und der 11- Stunden- Tag hat mich auch in der Fremde verfolgt. " Monsieur Paul a l'habitude de travailler 11 heures par jour, ne l'empêchez pas de commercer son travail à 6 heures du matin." So etwa hat mich Herr Benker an den neuen Arbeitsplätzen in Saint-Denis und Bruxelles vorgestellt. Er war durch Grossvaters Schule gegangen und hat es mit sich selbst so gehalten. Er hat mir auch noch eine andere Regel von Grossvater (Rudolf) Schnorf (-Hauser) beigebracht: "Wenn ein Betriebsleiter um 6 Uhr früh seinen Taglohn noch nicht verdient hat, so wird er ihn den ganzen Tag nicht mehr verdienen."

(Aus den Aufzeichnungen von Paul Schnorf- Hausmann, 1937)

Arbeit war der zentrale Wert im Leben der Fabrikherren. Fleiss und Pflichterfüllung kennzeichnen ihre Haltung. Das war sicher ein wesentlicher Faktor für den Aufstieg der Chemischen Fabrik von einem Handwerksbetrieb zu einer modernen Weltfirma in wenigen Jahrzehnten.

Heirat bei Fabrikvergrößerung:

Als Rudolf Schnorf- Hauser von seinem fast zweijährigen Auslandsaufenthalt zurückkehrte und 1838 die Leitung des Betriebs übernahm, galt er als "galanter Pariser" und erweckte bei den Damen beträchtliches Aufsehen. 1839 bewirbt er sich um die Hand von Louise Hauser, der Tochter des reichsten Gemeindegürgers, des Färbers Heinrich Häuser. Dieser findet die Verbindung mit der Familie des Schiffers Heiri zu gering und gibt Bescheid, in einem Jahr wiederzukommen, "falls er bis dahin bewiesen habe, dass er etwas leiste". Rudolf gelobt sich darauf, die Zahl der Arbeiter in der väterlichen Fabrik von sieben auf vierzig zu bringen.*

** Heinrich Schnorf-Schmid, Vater der Gründer, war Landwirt und Schiffer.*

Patriarchalische Führung *Fords Ausspruch "I am the boss, you follow the words" umschreibt die Grundhaltung wohl treffend. Führungsanspruch und Kontrolle sind gleichermaßen wichtig. Daneben ist auch ein Teil "väterliche Fürsorge" mit im Spiel, bis zur Familienanalogie, die gerne bemüht wird.*

Die positive Seite dieses Führungsprinzips zeigt sich zu Beginn des Aufstiegs der Firma im 19. Jahrhundert. Vater Rudolf und Bruder Heinrich sterben 1850 innert eines Monats. So gelangt die alleinige Verantwortung in die Hände von Rudolf Schnorf- Hauser, der die Krise der chemischen Grossindustrie in der Ostschweiz meistert und nicht nur seine grösseren Konkurrenten überrundet, sondern auch als einziger Betrieb in der Schweiz der ausländischen Konkurrenz standhalten kann: Ein gelungenes Beispiel für Krisenbewältigung durch Vorwärtsstrategie. (13. S. 54)

Zwischen 1851 und 1857 entsteht aus dem handwerklichen Betrieb eine kleine halbmechanisierte Fabrik, bei der die Produktionsprozesse verbessert, die Kapazität ausgeweitet und erste Maschinen eingesetzt werden. (13. S.56)

Die Tugenden der ersten Generationen wurden ein Jahrhundert später zu einer Belastung, behinderten sie doch offenbar die moderne Arbeitsteilung. Die Fabrikherren wollten immer noch in allem das letzte Wort haben - in einer Zeit zunehmender Spezialisierung. So ist es kaum verwunderlich, dass sich die Spezialisten, Ingenieure und Chemiker gegen den einengenden Führungsstil wehrten. Auch andere Faktoren behinderten seit dem Ende des 19. Jahrhunderts den weiteren Aufschwung der Fabrik. Gross geworden war sie mit dem französischen Chemiker Clermontel und die Ausrichtung nach Frankreich blieb auch später erhalten, als die deutsche chemische Industrie die französische überrundete.

Mitglieder "unserer Chemiefamilie"
auf der Rütlifahrt 11.Juli 1944



Im Lauf des 19. Jahrhunderts wandelt sich die Chemische Fabrik vom Handwerksbetrieb zur Weltfirma mit mehreren hundert Angestellten. Es ist klar, dass die Beziehungen anonymer werden, die soziale Differenz wird zwischen den Villen der Fabrikbesitzer und den einfachen Kosthäusern der Arbeiter betont. Immer noch wird aber an der Fiktion einer "Grossfamilie" festgehalten. Mit Verweis auf die Liste der langjährigen Mitarbeiter, die über die Hälfte der Belegschaft ausmachen, wird in der Festschrift von 1944 festgehalten:

Viele der Jungen werden unter diesen Namen ihre Väter und Grosssväter, einzelne sogar ihre Urgrossväter finden, und ein grosser Teil der heutigen Aktiven wird irgend einen Verwandten darunter entdecken oder arbeitet mit einem seiner Nächsten oder einem Onkel oder Vetter am grossen Ganzen. So bilden wir denn wirklich im wahren Sinne des Wortes eine grosse Familie. (10, S. 50)

Neuorientierung in den Nachkriegsjahren

Der Mangel an Arbeitskräften in der Hochkonjunktur erzwingt eine Änderung der Personalpolitik: Dieser Arbeitskräftemangel war nämlich auch "ebensosehr ein internes Problem der Chemie Uetikon". Arbeitnehmer wollten nicht mehr allein von der Gunst der Vorgesetzten und Firmenchefs abhängig sein, sondern bestanden auf vertraglichen Regelungen des Arbeitsverhältnisses. (12, S.146)

1947 entstand so neben einer Gewerkschaftssektion auch ein Hausverband. Vordergründige Zugeständnisse mit gleichzeitigem Abbau von freiwilligen Zulagen ernüchterten diese Bestrebungen nach gewerkschaftlicher Mitbestimmung. Wohl nicht zum Missfallen der Firmeninhaber. Auf die Dauer überlebte in der Chemie Uetikon auch nur der Hausverband, der alleiniger Träger des Kollektivarbeitsvertrags wurde. Diese Fürsorge betrifft nicht nur das leibliche, sondern auch das geistige Wohl, was die folgende kleine Anekdote aus den 1960er Jahren zeigt: Die Lehrtochter entschliesst sich eines Tages ihre Zöpfe abzuschneiden und erscheint am nächsten Tag mit dem modischen Bubikopf im Büro. Sofort wird das bemerkt, ein Telefon alarmiert den Chef, Herrn Hepp sen. Die Lehrtochter wird in sein Büro zitiert und verlässt dieses nach seinen ermahnenen Worten in Tränen aufgelöst. Das änderte aber nichts daran, dass die Zeit des patriarchalischen Führungssystems langsam auslief. Viele Mitarbeiter im Kader, v.a. Ingenieure und Chemiker wollten in die Entscheidungsprozesse eingebunden sein. Ganz im Gegensatz dazu legte aber die "Geschäftsleitung grosses Gewicht auf die alleinige Entscheidungsbefugnis der Direktion. Die Folge war ein allzu häufiger Personalwechsel im Kader mit negativen Auswirkungen auf Innovation und Betriebsklima." (12, S.147)

Dr. Paul Schnorf-Schmid (VR-Präsident 1960-69)

Anders als seine Vorgänger macht PS, wie er in der Fabrik genannt wird, seine Rundgänge am Samstag Nachmittag oder Sonntag Morgen, wenn die Fabrik menschenleer ist. Er spricht mit dem Maschinisten und dem "Aufseher" (später "Betriebswart"). Am Montag werden bei der Sitzung der Betriebsleiter die Vorkommnisse besprochen. Man sieht es den wieder in den Betrieb eilenden Kadern an, wenn sie bei dieser Gelegenheit kräftig zusammengestaucht wurden.

Daneben pflegte die "Chemische" den fürsorglichen Teil des patriarchalischen Führungssystems. Die sozialen Einrichtungen der Firma waren der Zeit zum Teil weit voraus und wurden von den Arbeitern durchaus positiv gewürdigt.

So gab es schon früh eine eigene Pensionskasse und eine Krankenversicherung (1864), die auch für die Angehörigen zum Teil die Arztrechnungen übernahm. Ebenfalls beliebt waren Kohle und Kartoffeln, die man verbilligt bis zum halben Preis beziehen konnte. Wichtig war um 1950 "Herbstgeld" - eine Art 13. Monatslohn, allerdings nur für Festangestellte, im Betrag von Fr. 400.- bis 600.-, je nach Geschäftsverlauf. Daneben gab es Jahrgeld, Geburtengeld, Familien- und Kinderzulage, zusätzlich sogar Wohnungszulage. All das wurde aber abgeschafft, als der 13. Monatslohn eingeführt wurde. Die Kohle- und Kartoffelabgabe geriet nach dem 2. Weltkrieg bei steigendem Wohlstand und veränderten Wohn- und Essensgewohnheiten allmählich ausser Mode; dem Rest hat der eine oder andere Angestellte durchaus auch nachgetrauert.

Wie haben die Arbeiter jener Zeit ihre Arbeit gesehen? Sie war mit harter körperlicher Anstrengung verbunden, die Arbeitszeiten waren lang, die Ferien anfangs kurz, die Bezahlung aber durchaus ansprechend, wie die Erinnerungen von Hans Lussmann belegen:

Am 15. Januar 1951 trat ich in die Chemische Fabrik ein. Mein erster Arbeitstag begann um 6.30 Uhr in der Spedition, wie für alle, die ohne Berufsausbildung in die Firma eintraten. Ich wurde bei Fitzi Hans und Weber Karl eingeteilt, die schon einige Zeit in der Fabrik arbeiteten. Ich erhielt den Auftrag, oben am Berg (Bahngeleise) Wasserglas auszuladen. Aber ehe es so weit war musste ich, dem damaligen Modetrend folgend, mit einer Sackschürze und Beinblätzen (Schonern) ausgerüstet werden, welche im Magazin bezogen werden konnten. Eine Schaufel gab es im damaligen Ölkeller, welche mit einer Nummer versehen und diese im Journal mit Namen registriert wurde. Zuletzt musste noch eine Karbidlaterne gefasst werden, dass man den Weg zur Arbeit fand, denn Aussenbeleuchtungen gab es in der Firma noch nicht. Endlich konnte zur Arbeit geschritten werden. Nach der Znünpause um 8.30 Uhr ging es an .

den See hinunter. Dort galt es Latten und Stangen auszunageln, die für Gestelle in den Bahnwagen gebraucht wurden, damit diese mit Planen bedeckt werden konnten und so wieder an die Reederei zurückspeidiert wurden. Die Arbeit war eine harte Angelegenheit, blies doch die Bise den ganzen Tag. Am 16.1.1951 gab es schon die erste Akontozahlung. Für mich betrug die erste Zahlung Fr. 15.- für einen Tag. Das war viel Geld, wenn man bedenkt, dass ich in der Landwirtschaft einen Monatslohn von Fr. 70.- hatte. Das machte umgerechnet auf den Tag ca. Fr. 2.30 und der Stundenlohn betrug jetzt Fr. 2.35.

Neben der Arbeit und den Sorgen und Anstrengungen, die mit ihr verbunden waren, haben auch immer Streiche und lustige Vorkommnisse den Alltag erleichtert. Zwei dieser Anekdotchen sollen am Schluss dieses kleinen Abrisses stehen.



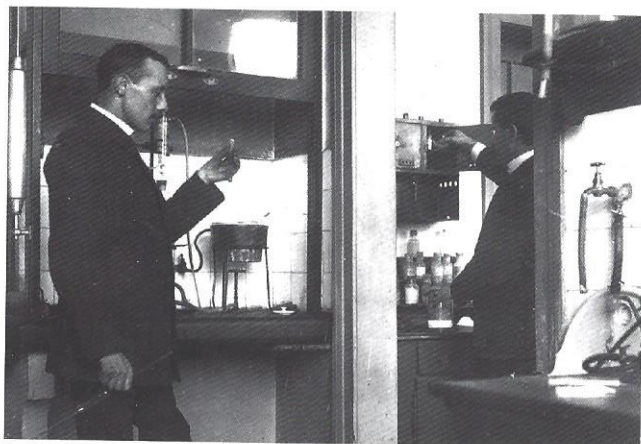
Chnolli Pfister

Chnolli- Pfister

Manchmal kam er müde zur Arbeit am Pyritofen und schlief dann während der Schichtarbeit beim Znüni am Tisch ein. Bis auf eine Samstagnacht wurde er immer wieder geweckt. Nur dieses eine Mal gönnte man ihm die Ruhe. Da an den Pyritöfen immer zwei Mann auf der Schicht waren, besorgte der erste den Einsatz von Pyrit in den Ofen. Nur das Wegführen der Asche liess er sein. Denn alle 40 Minuten sollten die Wagen entleert werden. Als er um 5.30 Uhr geweckt wurde, war er sofort hellwach. Waren doch alle Abfallnischen übervoll, was Arbeit bedeutete für ca. 2 Stunden in den Sonntagmorgen hinein.

Pfanneheiri

Bis man die Leute einigermaßen kannte, wurde mit den Neuen zu ihrer Freude "Schabernack" getrieben. So wurde ich in die Phosphorsäure geschickt, ich müsse dort aushelfen bei einer Arbeit, was genau könnten sie mir nicht sagen. Ich solle nur nach dem Pfanneheiri fragen. Ich kannte ihn tatsächlich dann für immer, denn dem Wutausbruch nach muss ihn sein Übername sehr geärgert haben. Das Gleiche konnte einem passieren, wenn man nach dem Fliegenmetzger fragte oder eine Geste zum Fliegenfangen machte. Überhaupt war das mit den Übernamen so eine Sache. Gab es doch auch den Käsmeyer, den Stägelibrunner, den Mostbume, den Schleicher, die Hebamme, die Schützenwurst, den Gottverdami und noch andere.



ein Aufsatz von Rosalie Schnorf aus der 1.Klasse der Sekundarschule

Unser Laboratorium (1855)

Es ist ungefähr 20 Fuss lang, 15 Fuss breit und hat zwei Fenster nach Osten. In der Mitte steht ein grosser, gelb bemalter Tisch mit drei Schübladen, auf demselben werden chemische Experimente und Proben gemacht. An der Nordseite befindet sich ein grosser Herd, der die ganze Breite des Zimmers einnimmt, aber aus mehreren einzelnen Herden besteht. An der Wand gegenüber den Fenstern sehen wir ein grosses Gestell mit verschiedenen grossen Flaschen, die chemische Flüssigkeiten enthalten. In der unteren Ecke ist ein mit Blei ausgekleideter Wasserbehälter. Die Südseite besteht aus Kasten zum Aufbewahren lährer Gläser, Flaschen und Glasröhren. Zwischen beiden Fenstern ist ein Gestell mit Reagenzflaschen, daneben ein Schreibtisch. Ins Laboratorium führen drei Thüren. (20 x 15 Fuss sind 6x4,5 m = 27 rn2) (12 S.55)

Die Unternehmerin

Sie erzählt:

Meine Mutter war zwanzig Jahre lang Zuschneiderin in der Firma Holscheiter in Meilen. Daneben hat sie zu Hause genäht. "Gfergget" war der Ausdruck für die Heimarbeit. Viele Frauen haben so die kargen Einkommen aufge bessert. Eine weitere Einnahmequelle waren die Zimmerherren. Man machte diesen Arbeitern die Wäsche und auch das Flickern der Ueberkleider gehörte dazu.

Schon als Kind habe ich Kleider aufgetrennt und der Mutter geholfen bei der Heimarbeit. So wurden Bettanzüge, Schürzen oder Ueberkleider genäht. Ab und zu konnte man auch Blusen nähen.

Andere Familien woben Seidenbänder in Heimarbeit, für die Fabrikanten aus Basel. Ich habe das Schneidern und Nähen durch das Auftrennen von Kleidungsstücken gelernt. Und konnte bei der Mutter sehr viel lernen. Ich machte eine Lehre als Schuhverkäuferin und ging in Horgen in die Gewebes chule. Auch die Modeverkäufer waren in derselben Klasse und wir hatten gemeinsam Warenkunde. Ich sah nicht ein, warum ich auch noch alles vom anderen Beruf lernen sollte.

Später war ich dann froh, auch über die Stoffe Bescheid zu wissen. In der Schule war ich in Handarbeit immer sehr gut. Ich habe auch sehr gerne gehäkelt neben dem Nähen, aber einen Kurs erteilen wollte ich nicht, ich habe nicht die Geduld dazu.

Als in Männedorf die Stoffhalle Bossert zumachte, konnte man in der Gegend keine Stoffe mehr kaufen.

Wir sollten aber Futterstoffe für Aermel haben und Stoffe um die Jacken zu flicken. In der Folge entschlossen sich meine Mutter und ich einen Etagenstoffladen zu eröffnen, das war 1963. Das heisst in unserem

*Gespräch mit Frau
Liselotte Steiger über
Ihren Stoffladen.*



Liselotte "Fädeli"- Steiger 1999

Nähzimmer, im Gang und bald auch im Schlafzimmer stapelten sich die Stoffballen. So mussten wir keine Ladenmiete bezahlen und kein Mobiliar kaufen.

Ich war damals 24 Jahre alt und hatte zwei kleine Kinder.

Es war ein mutiges Unterfangen, hatten wir doch keine Ahnung vom Stoffeinkauf und der Führung eines Geschäftes. Zum Glück lernten wir Herrn Pfister aus Männedorf kennen. Er war ein erfahrener Stoffhändler und hat uns bei unseren Einkäufen gut beraten.

Futterstoffe, Wollstoffe und Tweed gehörten von Anfang an ins Sortiment, das mit der Zeit immer grösser wurde.

Der Stoffhandel kannte damals noch eine klare Saisonaufteilung und dazu gehörte ein richtiger Ausverkauf.

Die Lieferungen kosteten jedesmal bis zu zehntausend Franken und mussten in Raten abbezahlt werden. Das konnte einem schon Angst machen. Zusätzlich zur Arbeit im Laden ging ich noch putzen und wir nähten, damit wir alles bezahlen konnten. Meine Mutter und ich haben auch Kleider zugeschnitten und den Leuten abgesteckt und sie haben sie dann selber genäht.

Nach zehn Jahren trug sich unser Geschäft. Aber wir konnten kaum noch wohnen in all den Stoffen. So entschlossen wir uns zu einem weiteren Schritt und mieteten den Laden, wo er heute noch ist.

Wieder kamen grosse Kosten auf uns zu.

Den Zuschneidetisch konnten wir von einem Schneider Marty aus Meilen übernehmen. Damals waren die Schneider oftmals Invalide und konnten mit der Schneiderei ein Auskommen finden.

Der Tisch steht heute noch im Laden. Es musste auch eine Einrichtung angeschafft werden und das Sortiment wurde vergrössert.

Dort wo jetzt der Reiterladen ist, war damals die Mercerie von Frau Strebel. Sie hörte mit dem Geschäft auf und so übernahmen wir das Sortiment dazu. Wir hatten auch lange Zeit noch Garne im Angebot.

So fingen meine Mutter und ich nochmals von vorne an mit neuen Investitionen. Nach 28 Jahren habe ich den Laden an Erika Baumann übergeben. Wir arbeiteten 16 Jahre zusammen und es ist gut zu wissen, dass die ganze Aufbauarbeit, die mit vielen Entbehrungen verbunden war, nicht umsonst war.

Welches waren die Stoffneuheiten ?

In meiner Zeit im Laden sind diverse Farben und Stoffe immer wieder gekommen. Orange oder Tweed sind etwa viermal Mode gewesen.

Damals waren die synthetischen Stoffe ganz neu.

Den "Crimpeline" gab es nur in uni, wir hatten ihn in blau, schwarz und rot. Es brauchte schon einige Ueberzeugungsarbeit, dieses Material auch den Kunden verkaufen zu können. Dann hatten wir einen 90 cm breiten Jersey im Angebot mit ganz edlen Mustern und der war teuer. Er kostete Fr. 36.- pro Meter. Oder wir hatten einen



Liselotte Steiger und
Erika Baumann

Baumwollsatin aus St. Gallen, der kostete Fr. 40.- bis Fr. 60.- pro Meter. Die guten Qualitäten waren gefragt. Man leistete sich nur alle paar Jahre ein neues Kleidungsstück.

Die Schneiderin kostete gleich viel, ob der Baumwollstoff Fr. 5.- kostete pro Meter oder Fr. 40.-.

Die neuen Kleider wurden meistens auf Ostern und Festtage bestellt. Zu diesem Termin musste alles fertig sein: die Kleider, die Kostüms aus Wollflanell oder Tweed.

Dann kamen Tactel und der Badehosen-Jersey, Nylon und Tercel.

Leider gibt es heute kaum noch Schweizer Produzenten. Auch die Buntweberei mit "Költsch" und Vichy kommt von Deutschland. Viele Stoffe kommen heute aus Italien und aus dem fernen Osten.

Wer sind Ihre Kunden?

Schneiderinnen und Privatpersonen machen die Hälfte des Umsatzes aus und die andere Hälfte die Schulen.

Zuerst habe ich die Uetiker Schulen angeschrieben. Viele Lehrerinnen sind gekommen. Dann sind sie im Laufe der Zeit weggezogen, und haben am neuen Ort wieder Werbung für den Laden gemacht. Heute kommen Schulen von Rüti bis Basel und kaufen hier Stoffe ein. Auch unsere Schneiderin im Laden hat alle Hände voll zu tun. Vom Flicker bis zum Hochzeitskleid macht sie alles und beschäftigt in ihrem Heimatkanton Schwyz wieder Frauen in Heimarbeit.

Ob sie den Laden vermisst? möchte ich zum Schluss noch wissen.

"Nein" lacht sie, zu viele Aengste und Verpflichtungen waren mit dem Laden verbunden, aber auf die Nähmaschine könnte ich nicht verzichten."

Zur Zeit näht Frau Steiger für ein karitatives Projekt und unterstützt damit Leute aus Rumänien und Quito (Südamerika).

Textile Spur

*Die Vermittlerin Gespräch mit Ladina Ladner,
Sie wohnt und arbeitet in Uetikon. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.*

Hast Du einen Beruf erlernt, der mit Textilien zu tun hat?

Nein, ich bin Lehrerin von Beruf. Durch die Arbeit meines Mannes bin ich zu den Textilien gekommen.

Wie sieht deine Tätigkeit aus?

In unserem Büro in Uetikon erstellen wir eine Fachzeitschrift für die (Schweizer) Sportartikelbranche. Mein Mann und ich und zwei weitere MitarbeiterInnen sind dafür vom Schweizer



Ladina Ladner mit Tochter

Sporthändlerverband angestellt. Die Zeitschrift erscheint sechsmal pro Jahr. Sie heisst "Schweizer Sport & Mode" und informiert die Branche über die neusten Trends, aktuelle Marktentwicklungen, Produktneuheiten, Hintergrundwissen (Warenkunde) und Firmen - News.

Was ist deine Aufgabe?

Ich bin für die Sportbekleidung zuständig und stelle beispielsweise die Informationen für die Kundenberatung zusammen.

Im Sport hat man in den letzten Jahren enorme Entwicklungen im textilen Bereich gehabt und neue Materialien erfunden. Diese Neuerungen erklären wir den Verkäuferinnen und Verkäufern, damit die Kunden gut informiert werden können.

Da die Kleider den Menschen eigentlich behindern, besonders im Sport, entwickelt man neue Funktionsmaterialien. Heute ist zum Beispiel eine Outdoor - Jacke aus Stoffen mit verschiedenen Eigenschaften zusammengesetzt. Unter den Armen ist sie sehr elastisch und atmungsaktiv und auf den Schultern wird ein Wasser abweisendes Material eingesetzt.

Ein neues Ziel ist es, Textilien zu entwerfen die auch leistungsfördernd sind. In diesem Bereich wird viel geforscht und entwickelt.

Der Sportbereich hat in den letzten Jahren keinen Konjunkturunbruch erlebt. Immer mehr Leute treiben Sport, als Ausgleich zu den sitzenden Tätigkeiten. Man ist bereit, für die Sportbekleidung auch Geld auszugeben.

Werden Sportbekleidung und Stoffe auch für den Alltag gebraucht?

Die Sportbekleidung ist zum Bewegen und Schwitzen entwickelt worden und wird deshalb aus synthetischem Funktionsmaterial hergestellt. Diese Materialien saugen das Wasser nicht auf und sind deshalb feuchtigkeitstransportierend, schnell trocknend, sehr leicht und wasserabweisend. Wenn wir nun Wolle zum Vergleich nehmen: Sie kann auch Feuchtigkeit aufnehmen, wärmt, aber sie ist schwer, kratzt auf der Haut und ist schwieriger zu waschen. Wie viel einfacher sind da die Fleecepullover, die auch in der Alltagsmode Einzug gehalten haben.

Was sind die Trends?

Wichtig ist heute die optimale Kombination von Kleidungsstücken, damit die Funktion nicht beeinträchtigt wird.

1. Direkt am Körper ist ein angenehmes, elastisches Material, das den Schweiß nach aussen transportiert, damit die Haut trocken bleibt.

2. Dann folgt eine Schicht, die wärmt.

3. Die letzte Schicht soll die Witterung abhalten, also gegen Regen und Wind schützen und gleichzeitig atmungsaktiv sein, damit der verdunstete Schweiß nach aussen transportiert werden kann.

Man entwickelt auch Kleider, die multifunktional sind, d.h. man kann sie zum Laufen oder Biken tragen.

Die Kleidungsstücke müssen in Zukunft noch mehr leisten (wasserdicht, abriebfest) und gleichzeitig mehr Komfort bieten (Wasserdampf transportieren, leichter, robust).

Welche Berufe von "Damals" sind noch aktuell?

Designerinnen, Schneiderinnen, Näherinnen braucht es nach wie vor, dazu kommen die Leute von der Werbung und dem Verkauf.

Mit unserer Arbeit schlagen wir eine Brücke zwischen Herstellern von Stoffen und Kleidungsstücken und den Leuten vom Verkauf. Sie können sich in unserer Zeitschrift das nötige Wissen für den Einkauf und für eine gute Kundenberatung holen.

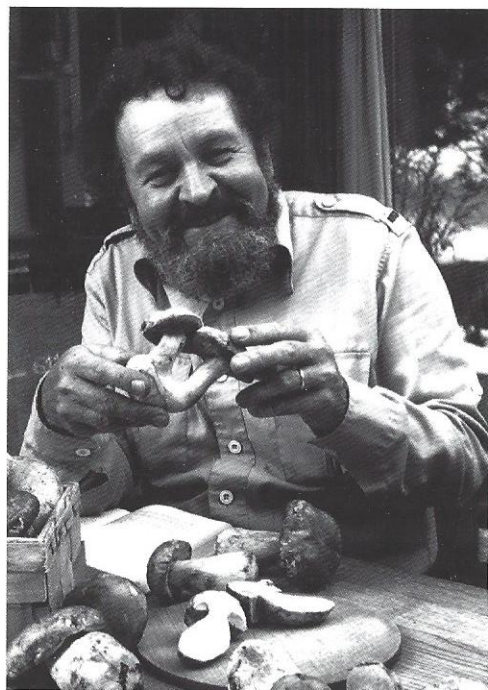
Zurzeit erarbeiten wir für die Lehrlinge ein neues Lehrmittel der Warenkunde.

Besten Dank für das interessante Gespräch.



Ladina Ladner am Arbeitsplatz

Fred Waldvogel

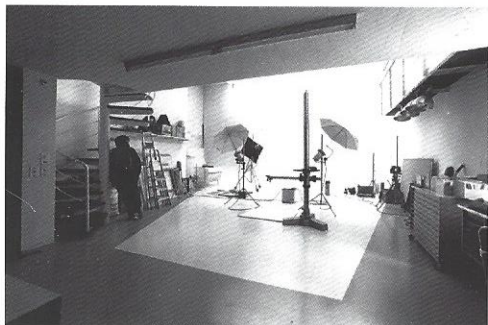


Fotograf, 1922 - 1997

Grafiker und Fotodesigner mit eigenem Fotoatelier in Uetikon. Leiter einer Pilzkontrolstelle, zahlreiche Vorträge zum Thema Pilze. Sammelte fast an jedem freien Tag Pilze und fotografierte sie in seinem Studio.

1972 Buchpublikation im Silva Verlag Zürich.

2001 Pilze, AT-Verlag



Fred Waldvogel im Uetiker- Atelier



Calocybe Chrysanteron

Fredy Wehrli und Söhne

Fredy Wehrli

*Gründer der Firma Carosserie Fredy Wehrli und Söhne.
lebt in Uetikon*

*Fredy Wehrli übernahm vor 45 Jahren die Velobude von
Edi Bühler.*

Er selber fuhr früher Velorennen mit dem Bühler-Rad.

*Die Firma repariert sämtliche Autos vom Deux-Cheveaux
bis zum Cadillac.*

Die Werkstätte bietet Platz für 7 Autos.

*Fredy Wehrli konstruierte Bobschlitten, mit denen an
Weltmeisterschaften und Olympiaden Siege errungen
wurden.*

Rolf Wehrli

Automechaniker

(rechts im Bild)

zusammen mit seinem Vater

beim Einsetzen einer

Stossstange.

lebt in Uetikon



Peter Wehrli

Autolackierer

Auftragen der Grundierung

lebt in Uetikon



Urs Fritschi

*Kaminfeger
beim Fegen des Kamins
lebt in Uetikon*



Pia Jucker

*Kaufmännische Angestellte der
Gemeindeverwaltung
wohnt in Nuolen*



Alex Steimen

*Betriebselektriker (Energie Uetikon)
arbeitet seit dreienhalb Jahren bei
Energie Uetikon,
hier bei der Erneuerung einer
Kleinverteilerkabine.
wohnt in Uetikon*



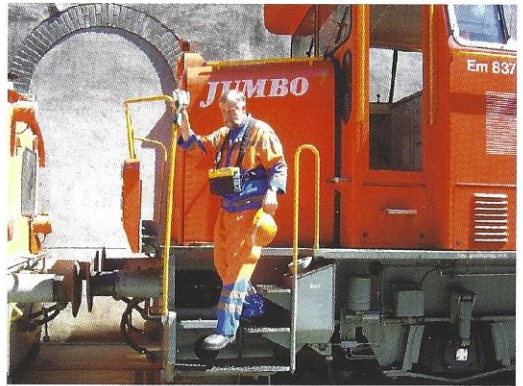
Cristina De Giorgi

*Chermielaborantin (Zeochem)
lebt in Wagen / Jona*



Heinz Brunner

*Rangierarbeiter (Zeochem)
wohnt in Küsnacht in einem
ehemaligen Bahnwärterhaus,
hat die Dampflokomotive "Tigerli"
gefahren (bis 2001).*



Heinrich Stüssi

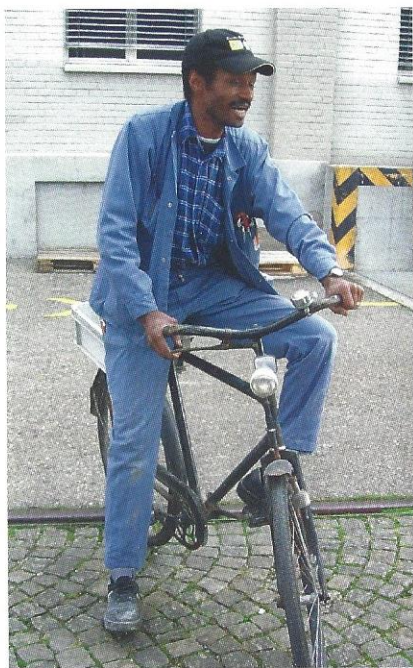
*Meister der mechanischen
Werkstätten (Zeochem)
gegen 40 Jahre bei der Firma
wohnt in Uetikon*



Hamdu Asmeg

Elektriker (Zeochem)
kam als Mitglied einer
marokkanischen Familie zum Zirkus
Knie, wechselte zur Chemie
Uetikon und arbeitete sich vom
Stapelfahrer über den
Hilfselektriker zum Vollelektriker
empor.

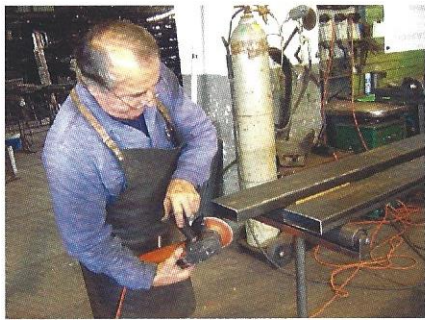
Um das dreissigste Lebensjahr
absolvierte er die Elektrikerlehre
und schloss diese mit Bravour ab.
Daneben versieht er das Amt des
Hauswarts im
Verwaltungsgebäude.
lebt in Uetikon



Gerti Caviezel

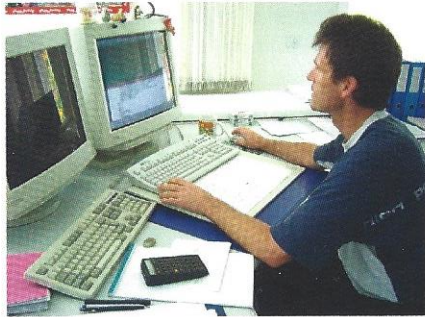
Stellvertreterin der Kantineleiterin
(Zeochem)
wohnt seit 25 Jahren in Uetikon
arbeitet seit 9 Jahren in der Kantine





Mario Terzoni

*Schlosser (Kunz Metallbau)
arbeitet seit 42 Jahren bei der Firma,
wird Ende dieses Jahres pensioniert.
Sein Sohn hat die Lehre bei der Firma
gemacht.
lebt in Uetikon*



Paul Baumann

*Metallbautechniker (Kunz Metallbau)
seit 10 Jahren bei der Firma,
erstellt Konstruktionen und
Kalkulationen.
wohnt in Uetikon*

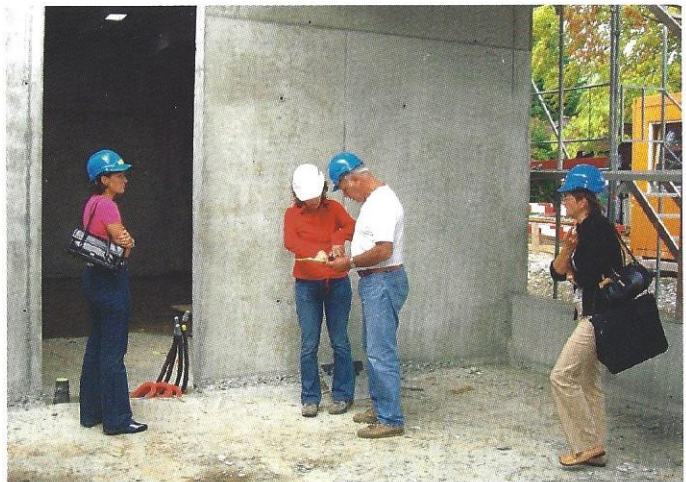
Begehung der Baustelle Schulhaus Mitte am 8. September 2004

*Sophie Angelastri
Schulpflegerin*

*Diana Früh
Bauleitung (Firma
Perolini AG)*

*Peter Spring
Vorsitzender der
Projektgruppe*

*Renate Hämmig
Gemeinderätin*



Verwendete Literatur in den Textteilen "Uetiker Lüt, gschaffigi Lüt" bis Pfanneheiri (Seite 3 bis 26):

Zitiert wird im Text vereinfacht. (1, S. 86) bedeutet, dass das Zitat aus P. Ziegler: Uetikon am See S. 86 stammt.

1. Peter Ziegler: *Uetikon am See*
2. Markus Kutter: *Der modernen Schweiz entgegen*, Bd.1-4
3. E. Joris, H. Witzig : *Brave Frauen aufmüpfige Weiber*
4. Hans-Peter Bärtschi: *Industriekultur im Kanton Zürich*
5. Hans-Jörg Gilomen, Rudolf Jaun et al.: *Innovationen. Schweizerische Gesellschaft für Sozialgeschichte*, Bd.17
6. Fernand Braudel, *Sozialgeschichte des 15. bis 18.Jahrhunderts*
7. H. Haan, G. Neidhart: *Geschichte Englands vom 16. bis zum 18.JH.*, München 1993
8. F. Steiger: *Miis Uetike Bd. I*
9. F. Steiger: *Miis Uetike Bd. II*
10. *Aus der Chronik der Chemischen Fabrik Uetikon 1944*
11. *150 Jahre Chemische Fabrik Uetikon*
12. Ulrich Geilinger- Schnorf: *Die Geschichte der Chemischen Fabrik Uetikon von 1818 bis 1993*
13. *Chemische Fabrik Uetikon AG vorm.Gebr.Schnorf 1818 -1918. Liz-Arbeit von U.Schnorf 1985*
14. *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*. Basel 1986
15. Albert Hauser: *Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19.Jahrhundert*
16. Hans Peter Treichler: *Die stillen Revolutionen. Arbeitswelt und Häuslichkeit im Umbruch (1880-1900)*
17. Werner Meyer: *Hirsebrei und Hellebarden*. Olten 1985
18. Sarah Brian Scherer, Andreas Steigmeier: *Industriekultur, Arbeiterinnen und Arbeiter im Fabrikalltag*, Lehrmittelverlag des Kanton Aargau, 2003
19. *Die industrielle Revolution im Zürcher Oberland. Wetzikon 1990*
20. *Aus der Geschichte der Chemischen Fabrik 1818- 1880. Aufzeichnungen von Paul Schnorf-Hausamann.*

Text- Beiträge zur Broschüre:

<i>Seite 2</i>	<i>Uetiker Pfahlbauer</i>	<i>Karl Schneider</i>
<i>Seite 3 - 26</i>	<i>Uetiker Lüt, gschaffigi Lüt</i>	<i>Erich Stark, Theo Wyler</i>
<i>Seite 27 - 31</i>	<i>Die Unternehmerin, Textile Spur</i>	<i>Regula Hauser</i>
<i>Seite 32</i>	<i>Fred Waldvogel</i>	<i>Karl Schneider</i>
<i>Seite 33 - 37</i>	<i>Texte zu den verschiedenen Porträts</i>	<i>Ursula Kuttner</i>

Informationen zu den Texten in der Broschüre:

<i>Seite 2</i>	<i>Uetiker Pfahlbauer</i>	<i>Markus Graf lic.phil. Stellvertreter Abteilungsleiter Kaontonsarchäologie Zürich</i>
<i>Seite 3 - 26</i>	<i>Uetiker Lüt, gschaffigi Lüt</i>	<i>Conrad Schleier Hans Lussmann</i>
<i>Seite 32</i>	<i>Fred Waldvogel</i>	<i>Rosmarie Waldvogel</i>

Fotos:

*Ernst Liniger
Chemische Fabrik Uetikon
Fritz Steiger "Miis Uetike" Band II
Roland Brändli
Fred Waldvogel
Karl Schneider*

Gestaltung der Broschüre: Karl Schneider

November 2004